

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XX. Abbé Taconet.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

XX.

Abbé Taconet.

Zwei Tage nach diesem entsetzlichen Auftritt, da wieder ein herrlich lauer, wolkenloser Maihimmel blaute, lehnte Claude Larcher gegen 2 Uhr Mittags auf dem Balcon bei Colette, deren Wohnung die Aussicht auf den Tuillerien-garten hatte. Er weilte seit mehreren Tagen ununterbrochen bei der Geliebten. Beide waren von einer jener elementaren Launen wieder erfaßt worden, die sich in solchen Fällen um so heftiger äußern, als sich der Erinnerung an den Streit des Vortages die Gewißheit eines Bruches am folgenden beimischt. Mann und Weib geben sich dann einander schrankenlos hin. Claude erwog eben diese Eigenart der Liebesgesetze, dabei eine Cigarre rauchend, deren Wölkchen sich im hellen Sonnenschein fräuselten. Er sah zu, wie auf der Straße die Wagen sich kreuzten und Spaziergänger sich drängten unter dem Laubdach des Gartens. Er wunderte sich selbst über die Seligkeit, mit der ihn der Genuß der letzten Tage erfüllte. Seine quälende Eifersucht, seine gerechte Wuth, das Bewußtsein seiner Erniedrigung, Alles war vergessen, weil Colette ihm zu Willen gewesen, Alice und Salvaney vor die Thür gesetzt hatte. Er wußte nur zu gut, daß diese Stimmung nicht anhalten werde, allein die Gegenwart dieser Frau beglückte ihn so vollständig, daß er darüber sowohl die Besorgnisse für die Zukunft vergaß, als auch die Erbitterung der Vergangenheit. Er rauchte in friedlichem Behagen seine Cigarre und warf ab und zu einen Blick auf Colette zurück, die in einem rosenfarbenen, mit Goldblumen gestickten Gewand sich auf einem Schaukelstuhl wiegte. An den Füßen trug sie Seidenstrümpfe in der Farbe des Kleides und schaukelnd bewegte sie die ebenfalls goldgestickten Pantoffel auf und nieder. Das

Rauchzimmer, dasselbe, in dem der Auftritt mit dem Brief sich zugetragen, war reich mit Blumen geschmückt. An den Wänden prangten Erinnerungszeichen an die Laufbahn der Künstlerin: Aquarelle, das Innere von Logen darstellend, Cottillonabzeichen, Photographien und Kränze. Eine kleine, weiße Angorakätzchen mit einem blauen und einem schwarzen Auge spielte, auf dem Rücken liegend, mit einem Ball, während Colette fortfuhr, sich zu schaukeln; zwischendurch lächelte sie inmitten dichter Rauchwolken Claude an, dann aber vertiefte sie sich wieder in eine Zeitung, welche sie in der Hand hielt; dabei trällerte sie eine herrliche Romanze von Richépin, die erst kürzlich von einem Componisten des Namens Cabanes in Musik gesetzt worden war, leise vor sich hin:

Ein Monat entsteht, ein anderer beginnt.

Die Zeit leichtfüßig wie ein Windspiel verrinnt.

„Mein Gott!“ — dachte der Schriftsteller, während er den Versen des Dichters lauschte, der berufen schien, durch seine kostlichen Gesänge mit den göttlichen Volksliedern zu rivalisiren. „Die Verse sind nett, der Himmel blau, meine Geliebte wunderschön . . . Zum Henker auch mit der Analyse! . . .“

Das junge Weib unterbrach die stille Träumerei des glücklichen Liebhabers mit einem lauten Aufschrei. Sie hatte sich vom Sessel erhoben und hielt das Zeitungsblatt in ihrer zitternden Hand. Sie hatte gewohnheitsmäßig die dritte Seite, auf der Theaternachrichten verzeichnet standen, geprüft, dann die zweite und erste Spalte überflogen, was sie darin gefunden, mußte sie tief ergriffen haben, denn sie stammelte, Claude das Blatt reichend, nur:

„Das ist zu entsetzlich! . . .“

Erschreckt durch diese plötzliche und fiebrige Aufregung ergriff Claude das Blatt und las unter der Rubrik: „Echo aus Paris“ folgendes:

„Wir müssen kurz vor Schluß des Blattes noch eine Nachricht hinzufügen, die wohl die ganze literarische Welt tief erschüttern wird. Herr René Vinch, der geschätzte Verfasser des „Sigisbeé“, hat in seiner Wohnung, in der „Rue Coëtlogon“, einen Selbstmordversuch gemacht. Herr René Vinch feuerte einen Pistolenchuß in die Herzgegend ab. Wir sind glücklicherweise in der Lage, zur Beruhigung seiner zahlreichen Bewunderer bemerken zu können, daß der Dichter am

Leben bleiben wird. Unser armer College hat sich zwar schwer verwundet, doch konnte die Kugel bereits entfernt werden, und die Nachrichten über sein Befinden klingen trößlich. Man bemüht sich vergeblich, die Motive zu ergründen, die denselben zu der verzweifelten That getrieben."

„Colette, Du hast ihn getötet," rief Claude.

„Nein," jammerte diese, halb von Sinnen. „Das ist nicht möglich . . . Er wird nicht sterben . . . Du hörst ja, daß es ihm schon besser geht . . . Um Himmelswillen sage das nicht! Ich könnte mich niemals darüber trösten . . . Könnte ich es denn vermuten? Ach, ich war Dir so böse . . . Du warst so hart gewesen . . . Ich hätte Alles unternommen, um mich zu rächen . . . Aber geh, geh, eile zu ihm . . . Hier, Dein Hut, Deine Handschuhe, Dein Stock. — Armer kleiner René, ich will ihm Blumen schicken. Er hat sie ja so sehr geliebt . . . Glaubst Du wirklich, daß dieses Weib daran Schuld trägt? . . .“

Und während sie so unzusammenhängend redete und damit sowohl ihre Gutmüthigkeit als doch auch wieder die Frivolität der Comödiantin verrieth, hatte sie die Toilette ihres Geliebten vollendet und denselben zur Thür hinausgedrängt.

„Und wo treffen wir uns wieder?" fragte er.

„Natürlich hier! Wir speisen ja im Bois um 6 Uhr. . . . Mein Gott," fügte sie hinzu, „wenn ich nicht so unbedingt nothwendig bei der Modistin und Schneiderin vorsprechen müßte, würde ich Dich begleiten. Aber ich kann eben unmöglich.“

„Du bestehst also noch immer auf dem Diner im Bois? . . .“ fragte Claude.

„Ach, sei doch nicht so grausam," erwiderte sie mit einem Kuß, „das Wetter ist so herrlich und ich brenne vor Begierde, Dich auf dem Land zu lieben . . .“

Diese Phrase charakterisierte die bei ihr üblichen, unvermittelten Webergänge von plötzlicher, aufrichtiger Führung zu geradezu leidenschaftlicher Vergnügungssucht. Larcher erwiderte ihren Kuß, empfand dabei aber stille Verachtung seiner selbst, daß er Colette gegenüber so schwach sein konnte, all ihren Launen nachzugeben, noch dazu in diesem Augen-

blick, wo er von einem Ereigniß gehört, das ihm so unendlich nahe ging. Er stürzte fort, die Stiege hinab, über vier zu vier Stufen, warf sich in einen Wagen und öffnete eine Viertelstunde später das Eingangsthür in der „Rue Coëtlogon,“ dasselbe, das er wenige Monate vorher überschritten, um René zum Empfang bei Gräfin Komof abzuholen. Er erinnerte sich plötzlich all der Betrachtungen, in denen er sich an derselben Stelle ergangen, und des kalten Mondes, der durch das zerrissene Gewölk geleuchtet, und der traurigen Vorahnungen, die damals sein Herz beschlichen. Heute hingegen, an dem sonnigen Maitag, blinkte Alles in blendender Helle; in dem engen Gärtchen, vor den Fenstern der ebenerdig gelegenen Wohnung der Fresneau, grünten die Blätter. Dieser ganze blühende Frühlingsschmuck friedlichen Daseins schien das echte Sinnbild des Lebens, dessen René sich so lange erfreut und das ihm, ohne die Bekanntschaft mit Susanne, unverändert erhalten geblieben wäre. Und wer war der Urheber dieser verhängnisvollen Begegnung gewesen? Es wollte Claude nicht gelingen, die Gewissensbisse mit der Phrase zu bannen: „Konnte ich denn dieses Unglück voraussehen? . . .“ Er hatte es ja geahnt, gefürchtet. Der rasche Übergang in diese vom Luxus geschwängerte Atmosphäre, in der sich der Ehrgeiz und die Sinnlichkeit des jungen Dichters rasch erschlossen hatten, konnte für denselben nur vom Uebel sein. Das Aergste aber war zugetroffen. Durch einen unberechenbaren Zufall allerdings, allein wer hatte diesen Zufall heraufbeschworen? Die Antwort lautete grausam für einen ergebenen Freund; schmerzbewegten Herzens zog Claude an der Glocke dieses Hauses, in dem einst Einfachheit, edle, reine Liebe mit Arbeit gepaart, geherrscht hatten. Welch tödtlicher Giftstoff war seither hier eingedrungen, wie viel tiefe Trauer! Das bestätigte wohl auch Fanny's entststelltes Gesicht, die, als sie ihm zu öffnen kam, von Rührung übermannt, in heiße Thränen ausbrach. Sie trocknete ihre Augen mit dem blauen Schürzenzipfel und meinte in der ihr eigenen Weise:

„Ach, war das denn nothwendig! . . . Mein bester Herr! Ein Kind, das ich ganz klein und zart wie ein Mädchen gekannt, thut sich solch ein Leid an! . . . Jesus, Maria und Joseph! . . . Treten Sie ein, Herr Claude, Sie finden

Frau Fresneau und Fräulein Rosalie . . . Der Abbé Taconet ist bei ihm, um ihn zu trösten . . ."

Emilie befand sich mit der kleinen Offarel in dem Speisezimmer, in dem Claude so oft mit herzlicher Vertraulichkeit empfangen worden war. Der Arzt schien sich eben entfernt zu haben, denn Carbolgeruch erfüllte das Zimmer. Ein Fläschchen dieser Substanz stand neben einer Arzneiflasche und einer Wundschale auf dem Tisch. Dazwischen verstreut lagen viereckig zugeschnittene Wolllappen, Leinenbinden, Tafft, ein Pomadetiegel mit Metallpapier verschlossen, chirurgische Nadeln, ein abgestempeltes Recept. Der Raum glich ganz einem Spitalzimmer. Emiliens Todtenblässe offenbarte deutlich, was sie in den letzten 48 Stunden gelitten. Das Erscheinen des Schriftstellers machte auf sie denselben Eindruck, wie auf Fanny. Auch sie gemahnte seine Gegenwart an vergangene Tage, in denen sie stolz gewesen auf ihren René! Sie brach in Thränen aus und sagte, ihm die Hand reichend: „Wie recht Sie doch hatten! . . .“ Rosalie hingegen warf dem Besucher einen Blick zu, der ihn unzweideutig des Mordes an René anklagte. Die Augen des jungen Mädchens verriethen solchen Groll, das Urtheil, das sie kündeten, stimmte so vollkommen mit Claude's eigenen Gewissensbissen überein, daß er sich abwenden mußte und erst nach längerem Schweigen fragte:

„Kann ich ihn sehen?“

„Heute wohl nicht,“ erwiderte Emilie, „er ist so schwach. Der Arzt verbietet ihm jedwede Aufregung.“ Dann setzte sie hinzu: „Mein Onkel wird Ihnen über sein Befinden Bericht erstatten . . .“

„Wann hat sich denn das Unglück zugetragen? Ich habe von demselben erst durch die Zeitungen Kunde erhalten . . .“

„So haben die Zeitungen doch darüber berichtet,“ rief Emilie aus, „trotzdem ich alle mögliche Vorsicht gebraucht habe!“

„Nur in einer kleinen Notiz,“ erwiderte Claude, welcher aus Rosaliens Erröthen die Wahrheit folgerte. Im Amt des alten Offarel befand sich nämlich ein junger Mann, der literarisch thätig war und den der Schriftsteller oberflächlich kannte. Der Bureauchef hatte nun gewiß geplaudert und

die Tochter wußte darum. Indem er Frau Fresneau's Verdacht ablenkte, wollte er sich auch einen freundlichen Blick von Seite des Mädchens erzwingen und sagte daher: „Reporter schnüffeln überall herum, selbst wenig bekannte Menschen entkommen ihnen nicht . . .“ Dann fuhr er fort: „Und die Détails?“

„Er ist vorgestern gegen 4 Uhr nach Hause gekommen,“ sagte Emilie, „ich habe ihm gleich angesehen, daß etwas vorgefallen sein müsse . . . Aber was! Ich war ja schon seit geraumer Zeit daran gewöhnt, ihn traurig zu sehen! . . . Er hatte mir eine längere Reise nach Italien angekündigt. Ich fragte ihn: „Bleibt es morgen bei Deiner Abfahrt?“ „Nein“, antwortete er, schloß mich dabei in seine Arme und hielt mich lange, lange schweigend umfangen. Ich drang in ihn: „Was ist Dir?“ „Nichts“, erwiderte er, „wo ist Constant?“ Diese Frage überraschte mich. Er mußte ja wissen, daß der Kleine niemals vor 6 Uhr aus der Schule heimkam. „Und Fresneau?“ — setzte er hinzu. Dann seufzte er laut auf und zog sich in sein Zimmer zurück. Ich überlegte ohngefähr fünf Minuten, ob ich ihm nicht vielleicht folgen sollte. Dann ward ich ängstlich. Man verliert in Augenblicken der Verzweiflung so leicht die Fassung. Da höre ich einen Schuß fallen! — Ich werde denselben zeitlebens hören! . . .“

Die Aufregung behinderte sie, weiter zu sprechen, und nachdem sie abermals ihren Thränen freien Lauf gelassen, nahm Claude wieder das Wort:

„Was sagt der Arzt?“

„Dß er, unvorhergesehene Zwischenfälle ausgenommen, außer Gefahr ist,“ antwortete Emilie, „er hat uns auseinander gesetzt, daß die unglückselige Waffe — ich selbst habe ihm dieselbe geschenkt — etwas schwer zu handhaben war. Deshalb hat die Anstrengung, die er machen mußte, um los zu drücken, die Richtung der Kugel geändert. Sie hat die Lunge getroffen, ohne das Herz zu verlezen, und ist auf der Rückseite wieder herausgekommen . . . Mit 25 Jahren! — Mein Gott! — Mein Gott! — Welches Elend. Nein! Er liebt uns nicht, er hat uns nie geliebt! . . .“

Während sie so jammerte und dabei ihren Schmerz über die Kränkung verschwendeter Liebe, die ja Müttern oft widerfährt, durchleuchten ließ, erschien der Abbé Taconet

auf der Schwelle des Krankenzimmers. Er drückte Claude die Hand, er hatte diesem seine Fahnenflucht aus der Schule St. André ob der Diskretion, die er dabei bekundet, verziehen, und den fragenden Blicken seiner Nichte und Claude's Rechnung tragend, sagte er:

„Er soll ruhen und ich, ich muß in meine Schule eilen.“

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten?“ fragte Claude.

„Ich wollte Sie eben darum bitten,“ meinte der Priester.

Kurze Zeit gingen beide Männer schweigend nebeneinander her. Der Abbé hatte Claude stets durch die unantastbare Lauterkeit des Charakters imponirt; eine Lauterkeit, die im schreiendsten Widerspruch stand zu der Frivolität der herrschenden Sitten, und deren Vorhandensein allein, für ein Kind seiner Zeit gleich dem Schriftsteller, der, Lastern ergeben, nach Idealen dürtete, offenem Tadel glich. Selbst jetzt musterte er den Abbé, der ernst neben ihm einherschritt, und überlegte dabei, welcher tiefe moralische Abgrund ihn von diesem Diener Gottes trennte. Der Director der Schule St. André war ein großer, starker Mann von ohngefähr 50 Jahren. Auf den ersten Augenblick verrieth nichts in seiner kräftigen Erscheinung die Askese seines Lebens. Die Fülle und das Colorit seines Gesichtes hätten ihm fast ein puppenartiges Aussehen gegeben, wenn nicht der ernste Ausdruck seines Mundes und besonders der seelenvolle Blick diesen ersten Eindruck völlig verwischt hätten. Die Eigenart künstlerischer Phantasie, die, durch Vererbung verstärkt, den Grundton bildete zur weichen Melancholie der Mutter René's, zu dem Talent des jungen Dichters und zu dessen Neigung für das Strahlende der Dinge, sowie auch zu der übermäßigen Zärtlichkeit Emiliens für ihren Bruder, diese lebhafte Phantasie, welche den Geist hindert, sich an das Gegebene, Positive zu halten, und dazu hinneigt, die Dinge entweder zu hell oder zu dunkel zu färben; diese gefährliche, diese mächtige Gabe blitzte auch aus den blauen Augen des Priesters. Nur hatte die katholische Disciplin das Nebermaß derselben gemildert und die Macht des Glaubens deren Gebrauch geheiligt. Auch sprach der lebhafte Blick für die Heiterkeit des Mannes, der seit Jahren jeden Abend mit einem Gedanken der Hin-

gebung eingeschlafen, mit einem solchen des Morgens erwacht war. Claude war vertraut mit diesem Gedanken, auf den Taconet in seinen Gesprächen immer wieder zurückkam, er ließ sich folgendermaßen zusammenfassen: die Wiedergeburt französischen Geistes durch das Christenthum. Das war nach Ansicht dieses eifrigen Arbeiters im moralischen Leben die Aufgabe, an der jeder Mann von festem Wollen sich betheiligen sollte. Auch wußte Claude, welche Hoffnungen dieser wirklich selten hervorragende Mensch auf seinen Neffen gesetzt hatte. Wie oft hörte er ihn ausrufen: „Frankreich bedarf christlicher Talente!“ Nun beobachtete er denselben mit lauernder Neugier und glaubte auf diesem sonst so ruhigen Antlitz eine leichte Wolke der Angst, — er hätte fast gewünscht des Zweifels — zu lesen. Sie waren auf dem Trottoir der „Rue d'Assas“ dahingeschritten und mußten jetzt in die „Rue de Rennes“ einlenken, als plötzlich der Abbé stehen blieb und an seinen Begleiter die Frage richtete:

„Meine Nichte sagt, daß Sie die Frau kennen, die meinen Neffen zu diesem Entschluß getrieben. Gott wollte nicht, daß das arme Kind zu Grunde gehe. Sein Leib wird wieder gesunden, aber auch sein Geist muß erstarken . . . Wer ist sie denn? . . .“

„Ein Weib wie alle andern,“ erwiderte der Schriftsteller, der nicht umhin konnte, sich mit seiner vermeintlichen Kenntniß des menschlichen Herzens zu brüsten.

„Sie würden, wenn Sie je Beichte gehört hätten, nicht behaupten — wie alle Frauen,“ unterbrach ihn der Priester. „Sie haben wohl keine Ahnung davon, was es heißt, Christin sein, und wie weit eine solche in ihrer Entzagung gehen kann . . .“

„Nun denn,“ meinte Claude ironisch verbessernd, „sie ist, was nahezu alle Frauen sind.“ Und nun begann er zu erzählen, was er von René's Liebesgeschichte wußte, entwarf dann ein getreues Bild Susannens, das er stark mit psychologischen Ausdrücken würzte, sprach viel von der Complicirtheit einer und derselben Person, von einer ersten und zweiten Vorbedingung des — Ich: „Es steckt in ihr,“ erläuterte er, „ein Weib, das genießen will, sie hält daher einen Liebhaber, der zahlt; sie ist aber auch ein Weib, das geliebt sein will, und nimmt daher einen ganz jungen Ge-

liebten; auch ist sie ein Weib, das nach Achtung dürstet, sie lebt daher mit einem Manne, dessen Name ihr Schutz bietet in der Gesellschaft. Und ich wollte wetten, daß sie sowohl den reichen Liebhaber, wie den jungen Geliebten, wie auch den Anstands-Ehemann liebt, — in verschiedener Weise natürlich. Es giebt eben Naturen, die chinesischen Schädelchen gleichen, von denen immer sechs oder sieben in einander stecken . . . Sie ist ein sehr complicirtes Thier! . . ."

„Ein complicirtes?“ meinte kopfschüttelnd der Abbé. „Ich weiß, Sie gebrauchen gerne solche Worte, umschreiben damit aber nur andere — verständlichere. Sie ist einfach eine Unglückliche, die sich schrankenlos ihren Gefühlen hingiebt . . . Das ist alles — Schmutz!“

Und sein edles Antlitz drückte dabei tiefen Abscheu aus. Der Gedanke an fleischliche Dinge erfüllte ihn sichtlich mit einer Art gereizten Widerwillens; es ist dies bei Priestern, die energisch anzukämpfen hatten gegen eine zur Liebe geschaffene Natur, gar oft der Fall. Als bald wich jedoch dieser Widerwille tiefer Trauer, und der Geistliche fuhr fort: „Was mich beim Gedanken an René entsezt, ist nicht dieses Weib. Nach dem, was Sie von ihr sagen, muß ich annehmen, daß sie ihn verlassen hätte, sobald ihre Laune befriedigt gewesen; frank, wie er jetzt ist, wird sie sein überhaupt nicht mehr gedenken. Der moralische Zustand, von dem dieses Abenteuer des jungen Mannes Zeugniß giebt, erschreckt mich . . . fünfundzwanzig Jahre alt und erzogen zu sein, wie er es war, sich der besten Schwester unentbehrlich zu fühlen, im Besitze zu sein der unvergleichlichen Gabe, die man Talent nennt, und welche festen Grundsätzen dienstbar gemacht, Großes bewirken kann, sich dieser Gottesgabe bewußt werden in einem tragisch entscheidenden Augenblick der Geschichte seines Vaterlandes, zu wissen, daß dieses Land morgen wieder in einen Wirbelwind neuer Stürme mitgerissen werden kann, ja, zu wissen, daß das Heil desselben unser aller Sorge, Ihre, meine, seine, jedes Bürgers ist . . .“ er deutete dabei auf einige Vorübergehende, „und daß dem Allen den Schmerz, von einer Verlorenen betrogen worden zu sein, nicht das Gleichgewicht halten konnte!“ Und als wollte er nebst dem Verwundeten, den er soeben verlassen, auch gleichzeitig Claude apostrophiren, fuhr er fort: „Aber Sie wollen ja, wenn Sie sich unter dem Vorwand, zu lieben, völlig dem entnervenden

Sinnenleben hingeben, nichts Anderes finden, als die Sünde mit ihrer unendlichen Trauer . . . Sie sprechen von Verwicklungen. Das menschliche Leben ist doch so einfach. Es fußt einzig und allein auf den zehn Geboten Gottes. Nennen Sie mir auch nur einen Fall, den er nicht vorausgesehen. Hat denn die Menschen unseres Zeitalters eine derartige Verblendung erfaßt, daß ein Kind, das ich so rein gekannt habe, kaum daß es den Dunst des Jahrhunderts eingeaathmet, in kurzer Zeit dahin kommen konnte? . . . Ach, mein Herr," fügte er mit der wilden Verzweiflung eines verrathenen Vaters hinzu, „ich war so stolz auf ihn! Ich hatte von ihm so Vieles erhofft! . . .“

„Sie sprechen wie von einem Todten,“ unterbrach ihn Claude, der sich von dem Redner gleichzeitig gerührt und geärgert fühlte. Er bedauerte ihn einerseits seines offenkundigen Schmerzes halber, anderseits konnte er aber die Schlussfolgerungen des Priesters nicht vertragen, trotzdem sie in Stunden der Reue auch die seinigen waren. Wie so viele Skeptiker unserer Tage, sehnte auch er sich nach der Einfachheit des Glaubens, als dem Grundprincip der Fortdauer alles Wollens, die Vorliebe aber für intellektuelle und sentimentale Begriffskomplikationen ließ ihn in jedweder Glaubensform nur eine Verstümmlung sehen, ja, er getraute sich kaum ergänzend hinzuzufügen: eine Beschränktheit. Er fühlte plötzlich das lebhafte Bedürfniß, dem Abbé Taconet zu widersprechen und denselben René zu vertheidigen, den er kurz vorher in der „Rue Coëtlogon“ so tief beklagt hatte. „Und glauben Sie nicht,“ fuhr er fort, „daß das Kind doppelt gefräßtigt aus dieser Prüfung hervorgehen, noch befähigter sein wird, sein Schriftstellertalent, an das Sie, Sie Herr Abbé, wohl glauben, zu üben und zu entfalten? Ach! wenn Dichten nur Gedanken entwickeln hieße, gleichwie der Geometer, still und emsig vor seinen Problemen sitzend, dieselben dann kurz und bündig in gewählten Ausdrücken zusammenfaßt, ja, wenn es das hieße, dann könnte der Nächste eben Schriftsteller werden, gerade so wie man Notar oder Ingenieur wird. Dann gebrauchte man ja bloß Geduld, Methode und Zeit . . . Nein, schriftstellern heißt etwas ganz Anderes . . .“ Und, sich im Sprechen immer mehr begeisternd:

„Vor allem heißt es leben, das Leben in seiner eigenen Art genießen, eine ureigne Empfindung, einen Geschmack dafür haben hier, hier im Gaumen . . . Es heißt, sich selbst der Beobachtung preisgeben und in ein Object verwandeln, dem man künstliche Leidenschaft einimpft. Was Claude Bernard mit seinen Hunden, Pasteur mit seinen Kaninchen thut, sollen wir mit unserem Herzen versuchen, und demselben jedes Virus der menschlichen Seele einätzen. Wir müssen alle Empfindungen, deren ein Mensch unseresgleichen fähig ist, selbst empfunden haben, und wäre es auch nur für eine Stunde, — und all' das, damit ein Fremder in zehn Jahren, in hundert Jahren, in zweihundert Jahren, wenn er ein Buch, ein Capitel, vielleicht nur einen Satz von uns liest, ergriffen inne hält und sagt: „Ja, das ist wahr,” und das Nebel erkennt, an dem auch er leidet . . . Ja, das ist ein gräuliches Spiel, bei dem man stets Gefahr läuft, den Ein-
satz zu verlieren. Doch kann auch der seicrende Arzt sich schneiden mit dem Messer, das er benutzt, und blitzartig getroffen, todt zu Boden sinken, wenn er ein Choleraspital besucht . . . In der That, auch René wäre beinahe verloren gewesen, dafür wird er aber von nun ab, wenn er über die Liebe, die Eifersucht, über weiblichen Verrath schreiben wird, es mit seinem Herzblut thun, in seinen Werken wird rothes Blut, das in einer Schlagader pulsirt, und nicht die fremden Tintenfässern entnommene Tinte fließen. Das aber ist ein schönes Blatt, das man fühl dem literarischen Erbe des-
senigen Frankreich beifügen kann, von dem Sie behaupten, daß wir sein vergessen. Wir dienen ihm in unserer Weise. Es ist nicht die Ihre, aber auch sie hat ihre Größe. Wissen Sie, daß es auch ein Martyrium ist, zu leiden, was man leiden muß, um seinem Innersten „Adolphe“ oder „Manon“ zu entreißen? . . .“

„Beati pauperes spiritu . . .“ antwortete der Priester, „ich habe Ähnliches wohl schon vor 30 Jahren in der „Ecole normale“ behaupten hören, wenn ich mit Kameraden, die seither in der Welt Aufsehen erregt haben, im Klostergang auf und ab schritt. Nur drückten dieselben sich weniger bildreich aus, als Sie; ihre Betrachtungen waren abstrakter gehalten, sie nannten das nämlich den Widerstreit der Kunst und der Moral . . . Worte sind Worte, Thaten — Thaten . . .

Was würden Sie von einem Arzt halten, der, unter dem Vorwand, eine ansteckende Krankheit zu studiren, dieselbe sich und damit einer ganzen Stadt einimpfte? Haben Sie denn niemals die tragische Verantwortung erwogen, die die von Ihnen vielbeneideten großen Schriftsteller auf sich nehmen, wenn sie ihr eigenes Elend öffentlich preisgeben? Ich habe die beiden von Ihnen angeführten Romane nicht gelesen, erinnere mich aber dafür desto lebhafter an Goethe's „Werther“ und Musset's „Rolla.“ Finden Sie nicht auch in dem Pistolschuß, den René auf sich abgefeuert, den Einfluß dieser beiden Apologien des Selbstmordes wieder? Wissen Sie, daß der Gedanke grauenerregend ist, daß Goethe tot, Musset gestorben ist, und daß ihre Werke immer noch einem leidenden Kinde die Mordwaffe in die Hand drücken? Nein, den Krankheiten der Seele soll man nur Linderung bringen, dieser Dilettantismus aber im menschlichen Elend, welcher schonungslos, baar allen beruhigenden Einflusses ist und den ich gar gut kenne, flößt mir nur Schaudern ein . . . Glauben Sie mir,“ schloß er, auf das am Kirchenthor des Klosters der Karmeliter auf gepflanzte Kreuz weisend, „Niemand wird von den Trübsalen und Leidenschaften Besseres zu sagen vermögen als Zener, bei dem allein alles Heil ist! . . .“

„Doch auch er betrügt wie alle Andern,“ sagte Claude, den die Festigkeit der priesterlichen Meinung auf's Neuerste reizte: „Sie haben ja René in seinem Zeichen auferzogen und gestehen nun selbst, daß Ihre Hoffnungen getäuscht worden sind.“

„Gottes Wege sind unerforschlich,“ erwiderte der Abbé Taconet und in seinen Augen war ein stiller Vorwurf zu lesen, der Claude erzittern machte. Er schämte sich aus Mager darüber, daß die Auseinandersetzungen sich wider ihn führten, der häßlichen Regung nachgegeben und den Onkel René's an einer empfindlichen Stelle angegriffen zu haben. Die beiden Männer schritten schweigsam um die Ecke der „Rue Baurigard“ und der „Rue Cassette“ und erreichten das Thor der Schule St. André, als gerade eine Abtheilung Kinder, vom Lyceum kommend, in dieselbe heimkehrten. Es waren ohngefähr 40 Jungen, im Alter von 15 bis 16 Jahren, alle wohlgepflegt, glücklich ausschend, mit jenem Ausdruck von Offenheit und Reinheit, welcher nur der von vorzeitigen Ausschweifungen

unentweihten Jugend eigen ist. Sie schritten grüßend an dem Director vorüber, dieser Gruß allein schon verrieth so viel Achtung und persönliche Zuneigung, daß man selbst aus dem so unscheinbaren Moment berechtigter Weise den günstigsten Schluß ziehen mußte auf den Einfluß dieses seltnen Menschenbildners; Claude wußte überdies aus Erfahrung, mit welcher Hingabe der Abbé seiner edeln Aufgabe gerecht wurde, er wußte, daß derselbe Tag für Tag, Stunde für Stunde all' diese Kinder mit seiner liebevollen, sanften Aufmerksamkeit behütete, und von plötzlicher Rührung übermannt, ergriff er die Hand des Priesters und sagte:

„Sie sind ein Gerechter, Herr Abbé, und das ist wohl das erhabenste, das unfehlbarste Talent! . . .“

„Er wird René retten . . .“ so meinte Claude, als der Chorrock des eifrigen Christen hinter dem Thor verschwand, das auch Claude in bösen Tagen so oft überschritten. Dann nahm seine Träumerei eine sonderbar ernste, melancholische Wendung. Er schritt fast mechanisch seinem Hause in der „Rue Barendes“ zu, in das er in den letzten Tagen gar nicht eingekehrt war, dabei gab er sich Betrachtungen hin, die das eben gepflogene Gespräch und mehr noch die bloße Existenz des Priesters in ihm wachgerufen. Es war um das Gefühl physischen Wohlbehagens geschehen, das er noch zwei Stunden vorher auf der Altane Colette's empfunden. Er wurde sich aller Erniedrigung des wüsten Lebens, das er seit 2 Jahren führte, doppelt bewußt, wenn er dasselbe verglich mit der kostlichen Befriedigung eines der Pflicht geweihten Daseins, dessen vollkommenste Verkörperung er in der Erscheinung des Priesters fand. Die Bitterkeit der Selbstverachtung steigerte sich nur noch, da er die Wohnräume betrat, welche erfüllt waren von den Erinnerungen an so viele schuldbeladene, schmerzliche Stunden. Mannigfachste Bilder drängten sich ihm auf, in ihnen allen spiegelte sich das Drama wieder, in dem er thätig mitgewirkt: er sah René, ihm das Manuscript des „Sigisbée“ vorlesend, die erste Aufführung im „Theater français“, den Empfang bei der Gräfin Komof und das Erscheinen Susannens in rother Toilette, sah Colette am Morgen nach dieser Gesellschaft bei sich, dann wieder René, der ihm über seinen Besuch bei Frau Moraines berichtete, seine Abreise nach Venedig, seine Rückkehr von dort, die

derselben folgenden Scenen, die beiden Leidenschaften, die sich gleichzeitig in seinem Herzen und in demjenigen seines Freundes entwickelt, und die den einen zum Selbstmord, den anderen in schamvolle Erniedrigung getrieben hatten. — „Der Abbé hat Recht,“ überlegte er, „das alles ist — Schmuß! . . .“ Dann setzte er hinzu: „Ja, der Abbé wird René retten, er wird ihn, sobald er gesundet, zwingen, zu reisen, 6 Monate, ein Jahr lang; er wird von dieser entsetzlichen Geschichte befreit heimkehren. Er ist ja so jung . . . Eine Seele von 25 Jahren ist noch sehr kräftig und widerstandsfähig! Wer weiß? Vielleicht daß Rosalien's treue Liebe ihn röhrt, daß er sie heirathet . . . Mit einem Wort, er wird den Sieg davontragen. Er hat zwar gelitten, sich jedoch nicht erniedrigt . . . Ich aber . . .“ Dann entwarf er in kurzen Umrissen das Bild seiner momentanen Lage: er war 35 Jahre alt und hatte nicht einen einzigen zwingenden Grund zu leben, er war nach außen und nach innen ungeordnet: seine Gesundheit, sein Empfinden, desgleichen seine Geld- und Herzensangelegenheiten, er war durchdrungen von der unabweisbaren Überzeugung der Nichtigkeit der Literatur und von der Schande der Leidenschaft, gebannt von der vollständigen Unfähigkeit, seinen schriftstellerischen Beruf aufzugeben, der Ausschweifung zu entsagen . . . „Ist es denn wirklich schon zu spät? . . .“ fragte er sich, der Länge und Breite nach in seinem Zimmer auf und abgehend. Da dämmerte in seiner Erinnerung dort in dem entfernten Hafen ein Haus auf, es gehörte einer alten Verwandten, der Schwester seines Vaters; sie lebte still verborgen in der Provinz, und er pflegte ihr seit Jahren 2 bis 3 mal im Winter um Geld zu schreiben. Er sah mit geistigem Auge das kleine Zimmer vor sich, das ihn dort erwartete, dessen offenes Fenster auf eine Wiese ging. Ein weidenbegrenztes Bächlein durchschlängelte diese Wiese, die ihren natürlichen Abschluß in einem Abhang fand. Sollte er sich nicht dahin zurückziehen, um eine Wiedergeburt anzubahnen? Warum sollte er nicht einen letzten Versuch wagen, um sich einer Existenz zu entziehen, über deren Niedertracht er sich keiner Täuschung mehr hingeben konnte? Sollte er nicht gleich jetzt fliehen, ohne das Weib wiederzusehen, das ihm verhängnisvoller geworden als Susanne für René? . . . Die Aufregung, in die diese plötzliche Aussicht auf Rettung

aus dem Pfuhl ihn versetzt hatte, trieb ihn aus dem Hause; doch gab er seinem Diener vorher Befehl, die Koffer zu packen. Er ging und ließ sich vom Zufall bis zum Eingang der „Champs-Élysées“ treiben. Eine endlose Wagenreihe fuhr hier an dem herrlichen Maiabend auf und nieder. Der Gegensatz der Wandeldecoration dieses festlichen Paris, das er so sehr geliebt, zu der unverrückbar feststehenden Umgebung, von der er im Augenblick träumte und die notwendig war, um seine Befehlung zu bewerkstelligen, hatte etwas Verführerisches für den Künstler. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und betrachtete den Aufzug vor sich, erkannte diesen, dann jenen, und erinnerte sich der wahren oder auch falschen Gerüchte, die ihm über jede und jeden zu Ohren gekommen . . . Mit einem Mal erregte ein Gefährt seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Es war kein Irrthum . . . Ein eleganter Wagen nahte, in dem Frau Moraines mit Desforges auf dem Rückstiz und Paul Moraines ihnen gegenüber saß. Susanne lächelte den Baron an, der seine Geliebte und deren Gatten offenbar in's „Bois“ führte, um dort zu speisen. Sie hatte den Freund René's nicht bemerkt, welcher, nachdem er lange dem schönen, dem Beschützer zugewendeten Blondkopf mit den Augen gefolgt war, hell auflachte und ganz laut sagte:

„Was für eine Comödie doch das Leben ist und welcher Unsinn, ein Trauerspiel daraus machen zu wollen! . . .“ Dann sah er auf die Uhr und erhob sich rasch:

„Es ist halb sechs Uhr, ich werde mich bei Colette verspäten . . .“

Er rief einen Wagen an, der leer vorbeifuhr, um — 5 Minuten früher in der „Rue Rivoli“ einzutreffen.

Ende.
